

Ostern bei berühmten Leuten

Von Hans Balthar.

Christoph Gottfried Beirens war nicht nur ein vielseitiger Gelehrter, sondern auch ein seltsamer Sonderling. Er lebte seit 1759 in Helmstedt, das damals eine Universtität besaß, als Professor inmitten seiner Kuriositätenkammer, von der ihm die „künstliche Ente“ besonders wertvoll schien. In Ostern lud er oft einige nähere Freunde ein und erzählte von ihrer Herkunft: Sie stammte aus einer großen Bonbonniere, die Ludwig XV. an einem Ostersonntag seinen Gästen verabreichte; diese wurde von sechs Dienern heringetragen und war mit Federn und Früchten überladen. Plötzlich kam aus einem geheimen Türlein ein künstlicher Vogel, der eine Frühlingsmelodie trällerte. Diese Konstruktion stammte von dem Pariser Automatenbauer Baucanson, und die Ente sollte der Bonbonniere als Krönung dienen. Da sie zwar Trank und Futter zu sich nahm, aber keine Eier legte, soll die Pompadour ihre Annahme abgelehnt haben.

Nach guter alter deutscher Weise und in herzlichster Innigkeit feierte man Ostern in Weimar bei Goethes. Der Dichter selbst war ein begeistertes Befürworter „höflicher Osterfreuden“. Alljährlich veranstaltete er in seinem Garten am Frauenplan ein lustiges Ostererkerfest für die Kinder Herders, der Frau von Stein und seines Sekretärs Friedrich Wilhelm Niemer; daran schlossen sich dann allerlei beunruhigende Spiele und Vorfahrungen für die Kleinen, ein Rasperletheater wurde in einer Gartenecke aufgebaut, und einmal schenkte der „findeckendliche Herr Staatsminister“ den „lieben Nanzen“ eine richtige kleine Pyramide. Für ihn war der tolle Kinderjubiläum ein frischer Trunk aus einem klaren Quell. Frau von Stein überraschte er selbst mit einem ansehnlichen Pappkoffer, das dort, wo ihre Gärten aneinanderstießen, in einem Busch verborgen wurde; es enthielt einen langen Osterbrief und gewöhnlich noch das eine oder andere seiner neuen Gedichte. So fanden unter anderen einige der berühmten Osterhöre aus dem „Faust“ in ihrer ersten Form auf diese nicht alltägliche Art den Weg „in den Tag“.

Ein schönes Zeugnis für die Mütterlichkeit der schlichten und herzenguten Königin Luise ist das Ostererkerfest, das sie in jedem Jahr am Ostersonntagmorgen im Hause und im Garten des Berliner Schlosses veranstaltete. Viele Körbe mit Osterkuchen wurden in allen Winkeln versteckt und von ihren Kindern gesucht und gefunden; doch die kleinen Prinzen durften die Osterkuchen nicht etwa behalten, sondern diese wurden erneut versteckt, und nun suchten bedürftige Berliner Kinder danach und durften das Gefundene mit nach Hause nehmen. Auf diese einfache Art machte die Königin ihren Kindern eine öfterliche Freude gemäß uraltem Volksbrauch und lehrte sie gleichzeitig, daß Geben selbiger ist denn Nehmen.

Eine merkwürdige Vorliebe für Osterkuchen hat zeitweilig Mozart gezeigt. An einem herrlichen Frühlingsmorgen war er mit einigen anderen kleinen Buben in die übersonnte Wiese gelaufen statt in die Blosskünde. Um nun den gestrengen Herrn Vater, der dies nicht begreifen konnte oder wollte, zu veröhnen, verließ der Kleine auf folgendes: Als die Mutter für einen Augenblick am Baum mit der Frau Nachbarin plauderte, nahm er aus dem Rückenröschchen zwei große weiße Eier, die schon zum Härten bereit standen, ging damit an sein Schreibpult und „schmückte“ sie. Als der Vater am Ostersonntagmorgen vor seinen Frühstückstisch trat, wunderte er sich, denn der Zeller stand umgestülpt auf dem weißgebedeckten Tisch; vorsichtig hob er ihn auf und fand unter ihm zwei ganz mit roten bedeckte Eier. Gleich wurde der kleine Wolfgang gerufen, der hinter einem Vorhang schüchtern hervorkam; er mußte die kleine Komposition den Eltern vorspielen, und der Vater legte sie, versöhnt und erfreut zugleich, fort, um sie als eine der ersten Arbeiten seines „Violinschülers“ den Gästen zu zeigen.

In einer kostbaren kleinen Vitrine hob Mozarts Gattin, Frau Konstanze, noch viele Jahre eine Reihe von Osterkuchen auf, die alle mit roten bedeckt waren; sie erzählte davon: „Als erste Liebe und Lenz und das Leben verschönte, besam ich jene notengeschmückten Liebeskuchen. Es war um die Osterzeit. Jeden Tag erhielt ich ein Kästlein, angefüllt mit Veilchen oder Schneeglöckchen, und stets lag ein Ei darin verborgen, das mit einigen Tautropfen und Worten beschriftet war. Am Ostersonntag ergaben die seltsamen Notenträger ein Liebeslied, das mit Wolfgang auf dem Spinett vorspielte.“ So muß uftig ausgesehen haben, wenn Mozart dorthin, wo sonst die roten Kisten stehen, die fünf oder sechs „melodienreichen“ Osterkuchen stellte. Doch das Uftige vergaß man bald, wenn, wie Frau Konstanze nachher noch oft berichtet hat, ihr Wolfgang aus dem Liebeslied heraus ins Parlierte kam, denn darin habe mehr gelegen, als man mit Worten oder Osterkuchen ausdrücken können. Und das glauben wir Frau Konstanze gern.



Spähen, hören, erkunden.

Menschenleer scheint alles, doch seinen Augenblick darf die Vorsicht außer acht gelassen werden.

(Wauer-Pst. Weltbild-Wagenburg-N.)

Der Wartberg — alles deutsches Kulturland

Die Lehren der Geschichte vergangener Jahrhunderte.

Der Wartberg ist alles germanisch-deutsches Kulturland. Schon viele Jahrhunderte vor der Zeitenwende drangen germanische Stämme in dieses Gebiet ein und vertrieben die indogermanischen Jäger, die dort wohnten. Sie entwickelten eine sehr hohe Kultur, wie heute noch aus zahlreichen Funden zu erkennen ist. Später haben ostgermanische Stämme, Burgunden, Goten, Vandalen u. a. im Wartberg gesiedelt. Zahlreiche Funde, wie sie in der vor- und frühgeschichtlichen

Abteilung im Kaiser-Friedrich-Museum zu Bosen, im Landesmuseum des Wartbergs, ausgestellt sind, lassen erkennen, daß auch ihre Kultur hochentwickelt und vielfach ebenso bedeutend war wie die der alten Griechen und Römer.

Allerdings hinterließen diese Germanen in den mächtigen Reichen, die sie beherrschten, keine offenen auf dem Lande sichtbaren Spuren, da sie infolge des Wohlstandes unseres Gebietes keine Steinbauten errichteten. Als die ostgermanischen Stämme in ihrer kühnen Eroberungslust und in ihrer stürmischen Sehnsucht nach dem Süden in den Zeiten des 5. und 6. Jahrhunderts n. Chr. das Land verließen, besiedelten allmählich slawische Stämme den Wartberg, die also erst vor etwa 1500 Jahren in diesem ostgermanischen Gebiet auftraten. Sie kamen nicht als Eroberer — die Germanen sind freiwillig nach dem Süden gezogen —, sondern als Aupatler eines verlassenen Landes. Eine irgendwo beachtenswerte Kultur haben die Slawen in den nächsten Jahrhunderten nicht entwickelt, wie die Bodenfunde erkennen lassen. Schon in dieser Zeit trat ihre Unfähigkeit, selbständig kulturfördernd zu wirken, klar zutage.

Im Mittelalter, in der Zeit des gewaltigen Aufschwunges des deutschen Volkes, im Verlauf der sogenannten deutschen Ostkolonisation, haben unsere Vorfahren im 12. und 13. Jahrhundert die verlorenen Gebiete wieder erobert. Von der Elbe bis weit über die Weichsel hinaus, von der Ostsee bis zu den Karpaten und nach Norden und Osten über dieses Gebiet hinaus gründeten überall deutsche Bürger an den wichtigsten Verkehrsstraßen Städte nach deutschem Recht. Überall schufen deutsche Handwerker deutsche Kulturwerte, und in vielen Gebieten dieses deutschen Raumes hebelten sich deutsche Bauern an. Der mächtige deutsche Ordensstaat, der damals entstand, wurde ein Bollwerk deutscher Kultur, die damals in der Welt. Bis weit nach Ostpolen hin sind die deutschen Bauern und Mönche, Ritter, Bürger und Handwerker vorgezogen und haben überall deutsches Recht und deutsche Ordnung, deutsche Kultur und deutsche Sitte zur Geltung gebracht. Sie haben in dieser Zeit ganz Osteuropa den Stempel deutscher Gestaltung aufgedrückt. Noch heute zeugen zahlreiche Bauten und Kunstdenkmäler in allen Teilen der osteuropäischen Länder davon, daß es Deutsche waren, die hier Kunst und geistiges Streben geschaffen haben, die hier die rohe und stumpe Bevölkerung zu höherer Gestaltung geführt haben.

Wenn auch in späteren Jahrhunderten, besonders seit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im 15. Jahrhundert und zur Zeit der Gegenreform, die Deutschen überall in Osteuropa vor den Grenzen des Reiches zurückgedrängt, verfolgt und unterdrückt wurden, — man konnte sie eben doch nicht erdrücken, und immer wieder sind sie bis in die neueste Zeit hinein als Künstler, Handwerker, Lehrmeister und Organisatoren herangezogen worden. Noch bis in unsere Zeit hinein lassen sich überall im Gebiet dieser weiten Landschaft die Spuren des Schaffens deutscher Menschen, wie sie im Mittelalter so deutlich hervortreten, erkennen. Am deutlichsten zeigen uns neben einigen besonders beachtenswerten Klöstern und Schlössern die großen und bedeutenden Städte in Ost- und Südpolen die Arbeit, die einst deutsche Künstler hier geleistet haben, und lassen jeden, der ihre Sprache versteht, erkennen, was unsere Vorfahren hier zur Ehre der deutschen Nation und zum Segen anderer Völker, die sich allerdings ihrer Geschenke als durchaus unwürdig erwiesen haben, geleistet haben. Wir aber erkennen in der Einzellina, die aus unser Führer geleitet hat, die große Kraft und Leistung deutscher Handwerker und Künstler und wollen stolz auf sie sein. Wir verstehen die Sprache, die die Steine noch heute zu uns reden. Denn wenn Menschen schweigen, so sollen die Steine sprechen und bezeugen, daß all dies Land einst deutsch war. Der deutsche Mensch hat seine Kultur geschaffen und es erst durch seine Arbeit einer menschenwürdigen Gestaltung zugeführt.

Und jetzt hat das deutsche Volk, unter der genialen Leitung seines Führers geistig und unüberwindlich, dieses alte germanisch-deutsche Gebiet wieder dem Reiches eingegliedert. Deutsche Ordnung und Arbeit sind wieder dort eingezogen, wo einst deutsche Männer gelebt und gewirkt haben und wir heute noch den Reagen ihrer Tatkraft überall begegnen. Wie wird dieses deutsche Land wieder verlorengeben! Denn das deutsche Volk weiß heute, daß es hart und hart sein muß, um die Stellung, die es in glänzendem Kampfe über den hinterhältigen und fälschlich grausamen Polen erungen hat, auszubauen und für ewige Zeiten aufrechtzuerhalten.

Dr. Siegfried Rühl.

Donauwälder

ROMAN VON HANS HIRTHAMMER

VERLEGER: RECHTSCHUTZ: JULIUS VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU/5 (37. Fortsetzung.)

„Mein Gott, das ist erklärlich!“ entgegnete Eugen. Die ersten Tage! Man trifft Bekannte, man will ein bißchen herumlaufen, Erinnerungen auffrischen!“

„Mit netten, kleinen Mädchen im Kaffee sitzen!“ sagte Franz heiter hinzu, während er mit dem Arm sich anstützend das Köpfchen zurechtstob.

„Ah, da schau, das weißt du auch schon!“ Eugen verzog den Mund. „Nichtig, ich vergesse manchmal, daß ich in der Provinz bin. — Uebrigens eine ganz harmlose Begegnung! Es war eines der Mädchen, die mich bei meiner Ankunft um ein Autogramm baten. Erinnerst du dich?“

Franz hatte eine beißende Erwiderung auf den Lippen, hielt sich aber zurück. „Ich sagte es nur im Scherz, du stehst doch hier nicht unter Aufsicht. — Um was ich dich bitten möchte, ist dies: wenn du die Absicht haben solltest, dir mit gewissen Abenteurern die Zeit zu vertreiben, dann sei wenigstens so vorsichtig und Sorge dafür, daß kein Gerücht entsteht. Ich bin Beamter, Benedikt ist Kaufmann. Ich traue dir soviel Achtung vor unserem Namen zu, daß du weißt, was du uns und dir selber hier in der Heimat schuldig bist.“

Eugen schlug die Beine übereinander. „Deine Sorge über Franz, sind vollkommen unbegründet. Wenn du schon keine moralische Werte zutraust, dann solltest du mich wenigstens für alt genug halten, daß ich mich hier nicht wie ein Primaner aufführe.“

Die Augen des Kranken waren in einem halben Mittel auf Eugen gerichtet. „Ach ihr Großstadtmenschen! So blasst er und weiß, und dabei genau so albern wie meine Kaufmännens von der Untersekunda! — Es ist so schade um dich, Eugen! Gestern in deinem Konzert habe ich's gespürt, du hast Musik im Leibe, Bub; aber deine Begabung — sie wäre einer besseren Sache wert.“

„Danke für das Kompliment!“ erwiderte Eugen spöttlich. „Was nicht ist, kann noch werden.“

„Dann wird es aber Zeit, daß du dich daranhältst!“

„Warum? Es kommt von selbst mit dem reiferen Alter!“

„Von selbst, meinst du? Nichts kommt von selbst.“

„Kunst läßt sich nicht erzwingen.“

„Sie läßt sich eringen, erarbeiten, von dem, der es ernst mit ihr meint.“

„Oh, wie ihr Vaten euch das vorstellen!“

„Allerdings muß man den Glauben an sich haben. Je größer der Glaube, desto größer die Kraft und desto größer auch die Leistung.“

„Glaube? Der allein tut's sicher nicht!“

„Oh, er hat die Kraft, Berge zu versetzen. Es gibt kein Wort der Bibel, das mehr Wahrheit in sich birgt.“

Auf Eugens Lippen verschwand das Lächeln mit dem er das Gespräch bisher begleitet hatte. Wie ein Schatten war plötzlich die Stunde des vergangenen Vormittags wieder vor ihm, da er, in allen Tiefen aufgeführt, dahingeführt war — und an sich geglaubt hatte.

„Vielleicht hast du recht!“ sagte er nach einer Pause.

„Wir können uns später einmal darüber gründlicher unterhalten. Stört es dich, wenn ich drüber ein bißchen rede?“

Franz schüttelte den Kopf und sah seinen jüngeren Bruder forschend an. Und wieder, wie schon gestern einmal, war es wie eine schöne Gewissheit in ihm, daß Eugens Wesen eines Tages sich dem Ruf der Gnade öffnen würde. Man mußte nur Geduld mit ihm haben, viel Geduld.

„Ich werde dich heute abend wieder allein lassen müssen. Ein Herr Direktor Wiesner, dessen Bekanntheit ich gestern machte, hat mich eingeladen. Nimm es mir nicht übel, Franz!“

Franz Becherkamp lächelte. „Aber ich bitte dich, mein Junge!“

Während Eugen aus dem Zimmer ging, war in seinem Innern eine Verwunderung. Er hatte doch zu Hause bleiben wollen — warum eigentlich hatte er seinen Entschluß wieder umgestoßen?

Nun, man konnte immer noch ablagen, mal sehen!

Er betrat das Musikzimmer setzte sich ans Klavier und klappte den Deckel auf.

Zuerst war es nur eine planlose Verspieltheit, die seine Finger über die Tasten lenkte. Er improvisierte. Der eine und andere seiner Schläger deutete sich an, wurde in seinen Melodien abgewandelt, plötzlich wuchsen ganz schlichte, länderhafte Rhythmen im Dreivierteltakt daraus hervor, ein Walzer ...

Der Spielende hob den Blick und schaute durch das

offenstehende Fenster ins Freie.

Er sah den Fußweg draußen in heiteren Windungen zur Höhe ansteigen und in jenen Wald münden, in dessen Schatten er sich gestern niedergelassen hatte.

Und alles wurde wiederum in ihm lebendig — das Frohgefühl des gestrigen Morgens, die aufgehende Sonne und der Vogelklang, das Gespräch mit dem Bruder, die Erschütterungen, die der Anruf der Mutter in ihm hervorgerufen hatte.

„Sie lebt in mir, in meinem Gebet und in meinem Sünde, und in meinem Herzen frömt ihr Blut ...“

„Sie lebt in meinem Gebet!“

„Ja, wie ein Gebet möchte es sein, dieses Geheimnis in eine Melodie zu bannen ...“

Waren seine Kräfte groß genug, ein solches Werk zu wagen?

„Mutter, ich rufe dich!“

„Glauben, glauben!“

Und es geschah ihm, daß aus dem Spiel seiner Finger etwas Neues emporwuchs, eine schlichte, wunderbare Melodie, wie sie ihm noch nie geschenkt worden war. Sie schien ganz fern im Dom des Himmels zu schweben und doch wieder gleichsam aus dem Schoß der Erde zu kommen.

Becherkamp schloß die Augen und lauschte in tiefer Versunkenheit dieser Melodie, wie sie sich wandelte, er sah sie bildhaft bald wie einen Nebelstreifen über Blumen und Halme hingleitend, bald wieder wie ein Geheimnis sich in dunklen Tiefen verliert.

Plötzlich sprang Eugen auf, hastete zur Tür und taumelte die Treppe hinauf. In seinem Koffer fand er Notenpapier. Er nahm es hastig an sich und eilte zum Instrument zurück.

Rausch des Schaffens überfiel ihn, immer reicher floßen ihm die Einfälle zu, daß er Nähe hatte, mit der Niederschrift der Noten Schritt zu halten.

Seite um Seite füllte sich. Schon fügten sich die Stimmen der Geigen in das Thema ein, Cello und Bratsche gefolten sich dazu; nur mit der linken Hand noch griff er in die Tasten, dann und wann ein Thema markierend, die Fülle aber kam aus ihm selber, er brauchte nur noch zu ordnen und dem dreiten, stiehenden Ström den rechten Weg zu weisen, hier der Einfach der Harmonien festzulegen, dort die scherzenden Triolen des Pfiffers einzufügen, die dann wenige Takte später von der Fiedel aufgenommen und variiert wurden.

(Fortsetzung folgt.)